

Erstens

weiß ich ja nach wie vor nicht, was an dieser ganzen Geschichte stimmt und sich wirklich so zugetragen hat. Natürlich gibt es Fotos, auf denen Carla steht und schaut und grinst und lacht, und im Hintergrund sehe ich etwas, was für Lissabon zu halten durchaus in Frage kommt, ich bin ja selbst schon dagewesen, früher, in meinem ersten Leben ... Da ist eine Gasse, und auf ihr stauen sich, die Nasen bergabwärts, einspurig die Autos, und auf der anderen Straßenseite steht Carla vor einem dieser Kachelhäuser, wie es sie nicht nur in Portugal geben mag, aber eben auch oder sogar hauptsächlich; und sie trägt ein Kleid aus Leinen und eine Jeansjacke, und ihre Sonnenbrille hat sie sich ins Haar gesteckt, und mit der rechten Hand hält sie den Riemen einer dunkelblauen Umhängetasche, und sie schaut, als wolle sie sagen: Nun mach schon dein Foto, am Ende freu ich mich sogar, wenn ich drauf bin.

Auf den paar Bildern, die sie mir gezeigt hat, ist sie immer allein, von Passanten abgesehen, und obwohl es eigentlich nahegelegen hätte, habe ich nie gefragt, wo die anderen sind. Vermutlich habe ich gefürchtet, dass die Frage nach Argwohn klingt, und das liegt mir fern, nicht so sehr als Freundin denn aus professioneller Gewohnheit. Wenn ich in meinem Beruf etwas gelernt habe, dann, die Geschichten, die mir jemand erzählt, nicht anzuzweifeln und ihnen wenigstens vorderhand

eine Wahrheit zuzugestehen, die nichts mit kriminalistischer Überprüfbarkeit zu tun haben muss. Wenn jemand glaubt, dass niemand ihn mag, so kann es wahr sein, ohne dass es stimmt. Natürlich geht es irgendwann um die Realität von Ereignissen, also darum, ob es die Lichtwesen, die ihre Botschaften in der Nachttischschublade hinterlassen oder Häufchen in die Küche machen, wirklich gibt; das heißt aber nur, dass die eine Wahrheit gegen eine andere steht, nicht mehr, aber auch nicht weniger. »Plausibel« ist ein Wort, dessen Schillern ich zu akzeptieren gelernt habe, und sofern keine Naturgesetze verletzt werden, ist etwas so möglich oder unmöglich wie irgendetwas anderes. Neulich hat einer im Kajak den Atlantik überquert, allein, und ehrlich gesagt finde ich die Vorstellung viel verrückter als die, dass eine Ehefrau mit dem Verfassungsschutz konspiriert.

Eigentlich muss man Carla immer alles aus der Nase ziehen, vor allem, wenn es um Männer geht, und von der Urlaubsgeschichte mit dem Torero habe ich damals erst erfahren, als er eifersuchtswild bei Carla vor der Tür stand und sie dachte, sie holt statt der Polizei lieber erst mal die psychologisch geschulte Freundin. Aber nun sitzt Carla Abende auf meinem Sofa und erzählt mir ungefragt einen ganzen Roman, dessen Hauptperson nicht Torero, sondern ihr Nachbar Kramer ist, der sich, nach gewissen Verwicklungen im europäischen Ausland, wohl in Luft aufgelöst hat. Vielleicht ist das der Grund, der Carla so gesprächig macht, weil sie findet, eine Psychotherapeutin sei so etwas wie ein Privatdetektiv, was ja nicht ganz falsch ist. Abgesehen davon wollte ich natürlich wissen, wo sie die ganze Zeit gewesen war. Es ist zwar nicht so, dass wir uns täglich anrufen, aber in Carlas Buchhandlung hatte Frau Schindel sich sowohl neidvoll als auch besorgt gegeben; neidvoll, weil sie selbst seit zwanzig Jahren nicht mehr in Portugal gewesen sei, besorgt, weil das doch nicht gehe, »wegen

irgendwelcher Kerle so Hals über Kopf nach Lissabon. Ist sie doch vielleicht ein bisschen zu alt für, oder?»

Ich hatte die Schultern bewegt und so getan, als sei ich sowohl eingeweiht als auch einverstanden, und wie aufgezo- gen gesagt, man sei so alt, wie man sich fühle. Da zuckte nun Frau Schindel mit den Schultern. Sie ist eine halbe Generation älter als ich und fühlt sich vielleicht auch so.

Kramer, dessen Vornamen ich nie erfahren habe, war zum Jahreswechsel in Carlas Haus eingezogen. »Unters Dach«, hatte Carla damals erklärt, als sage das bereits alles, und dabei aber diese Schnute gezogen, die sie immer zieht, wenn sie kokett ist, ohne es zu merken.

Ich fragte: »Und, sieht er gut aus?« Mich durfte das interessieren, denn ich war seit der Sache in Frankfurt und dem Umzug nach Hannover allein, wenn ich's nicht immer schon gewesen bin, und Carla hatte sich gerade von einem Marco getrennt, oder einem Edgar, ich weiß es nicht mehr.

»Geschmackssache«, hatte Carla geantwortet und wieder diese Schnute gezogen. Sie sieht, ich muss schon sagen, besser aus als ich. Allein dieses dichte schwarze Haar, meine Güte; und dass Blondinen bevorzugt werden, mag ja sein, hat mir bislang aber nicht geholfen.

»Welchen Geschmack müsste ich denn haben, damit er mir gefiele«, sagte ich so gelangweilt, dass es meinerseits kokett klang, und ich war mir gleich peinlich.

»Einen guten«, flötete sie und schwieg; die Sache mit den Würmern und der Nase.

Ich bohrte auch nicht weiter. Ich war vierzig und hatte mir längst verboten, auf glückliche Fügungen zu hoffen, auf Winke des Schicksals oder magische Momente. Der letzte dieser Momente hatte so geendet, dass ich nicht mit dem Mann, den ich wollte, geschlafen hatte, sondern mit dessen bestem

Freund, und der Freund war jetzt geschieden und der Mann verheiratet, und mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Trotzdem horche ich auf, wenn bei meiner Freundin ein alleinstehender Mann einzieht, aber eher aus Gewohnheit, ein Reflex, und ein melancholischer dazu. Ich würde nicht so weit gehen zu sagen, dass in meinem Liebesleben nichts mehr passieren wird, vierzig ist tatsächlich kein Alter, und ich habe mich, alles in allem, gut gehalten. Aber ich warte nicht mehr. Ich spekuliere nicht mehr. Ich male mir keine Männer mehr aus. Ich lebe, was das betrifft, von einem Tag zum nächsten und meide Liebesromane, und mag das auch eine psychotherapeutische Empfehlung der billigeren Sorte sein, es gibt schlechtere.

Carla, die ich erst in Hannover kennengelernt habe, ist da vielleicht nicht das Gegenteil – aus dem Alter, wo man Tage verträumt statt Träume vertagt, ist sie immerhin auch heraus –, aber doch etwas weniger unromantisch, als ich es mir beigebracht habe. Dass sie das Warten ebenfalls aufgegeben hat, bedeutet etwas völlig anderes als bei mir: Sie nimmt sich die Männer, von denen sie glaubt, sie brauche sie, und dass sie das allenfalls wochenweise glücklich macht, ist Teil dieser robusten Romantik, die wohl eine Art verspätetes Hippietum sein soll. Aber Carla ist kein Hippie, sie ist bloß einsam. Ich überlege immer, ob ich ihr das sagen soll, aber ich lasse es, denn erstens ahnt sie das vermutlich selbst, und zweitens will ich nicht auch noch nach Dienstschluss therapieren. Das bedeutet nicht, dass ich ihr nicht zuhöre, ich höre ihr gerne zu, und als sie an diesem verregneten, kühlen Frühlingsabend ohne Ankündigung in der Tür stand, nachdem eine Woche lang das einzige Lebenszeichen die Kurznachricht gewesen war, es habe sich »kurzfristig eine Reise ergeben, Nachbarschaftshilfe, erkläre alles später«, hatte ich so eine Ahnung.

»Ach«, sagte ich.

»Na«, sagte Carla, nicht ganz ohne Verlegenheit.

»Ein Überraschungsgast«, sagte ich, nicht ganz ohne Vorwurf.

»Hast du Zeit?« fragte der Überraschungsgast und kniff ein Stück Unterlippe unter den Eckzahn.

»Wo ist Kramer?« schoss ich ins Blaue.

»Gute Frage. Geht's dir gut?«

»Gute Frage. Nun komm erst mal rein. Schön, dass du wieder da bist.«

»Ja«, sagte Carla und äugte neutral. »Irgendwie schon. Hast du Wein?«

»Irgendwie schon«, murmelte ich und ging in die Küche, und als ich wiederkehrte und Carla Flasche und Korkenzieher an sich nahm, sagte sie, etwas angestrengt obenhin:

»Apropos Überraschungsgast. So hat es angefangen. Mit einem Überraschungsgast. Deswegen war ich weg.« Sie füllte unsere Gläser, und sie füllte sie voll. Sie prostete mir zu.

»Du hast Zeit?«

Eines Vormittags hatte bei Kramer ein älterer, hagerer, auf sorgfältige, wenn auch bescheidene Weise gekleideter Herr mit schlichter Brille und Halbglatze geklingelt, den Kramer bis dahin nur zweimal im Leben gesehen hatte: das erste Mal auf einer Familienfeier vor zwanzig Jahren und das zweite Mal auf der Beerdigung seiner, Kramers, Mutter fünfzehn Jahre später. In der Tür stand Onkel Helmut, der eigentlich ein Onkel zweiten Grades war, ein Neffe des Großvaters mütterlicherseits und Kramers Mutter, der Cousine, wie aus dem Gesicht kopiert: die tadellose Nase, das spitze Kinn mit der Mulde, die fein modellierten, hoch ansetzenden Wangen unter den schmalen, blauen Augen, immer prüfend und lächelnd zugleich, und Kramer bekam sofort ein schlechtes Gewissen, weil er sich um diesen Teil der Familie sowenig gekümmert hatte wie der sich, umgekehrt, um ihn.

»Lange nicht gesehen, Junge«, begann Onkel Helmut, und Kramer, nach einem vertretbar inszenierten Empfang aus Überraschung, Freude und Verlegenheit, machte die Tür frei, bot Kaffee an und entschuldigte sich für die Unordnung, in der Küche gehe es aber.

»Du musst dich nicht entschuldigen«, sagte Onkel Helmut und setzte sich. »Ich überfalle dich ja. Ich hätte ja anrufen können. Deine Adresse hab ich schließlich aus dem Telefonbuch.«

Ein Überraschungsbesuch sozusagen, folgerte Kramer. Er liebe Überraschungen! Das war gelogen, er hasste sie. Trotzdem freute er sich über den Besuch. Es war, als sei die Mutter wieder da, aber ohne die Ermahnungen und stillen, hinter allerlei Erkundigungen und Blicken versteckten Vorwürfe. Junge, in deinem Alter immer nur Jeans und T-Shirt! Und diese Unordnung! Dass du so gar nicht ein bisschen auf dich hältst! Auch Helmut sah sich um, allerdings eher befangen als prüfend, und auch das gefiel Kramer gut.

Wo er, der Onkel, denn gerade herkomme? fragte er, durch das *gerade* den Umstand verbergend, dass er vergessen oder nie gewusst hatte, wo der Onkel wohnte.

»Von zu Hause«, erklärte Helmut mit einem vorsichtigen, den Schachzug anerkennenden Schmunzeln. »Wir wohnen seit ein paar Jahren an der Ostsee, Lotte und ich.«

Lotte! wiederholte Kramer und holte aus den Nebeln der Erinnerung ein Bild, auf dem die Tante wie Cornelia Froboess aussah.

»Es geht ihr gut«, beantwortete Onkel Helmut Kramers artige Frage. »Die üblichen Wehwehchen, was man halt so hat mit den Jahren. Ich würde ja sagen, komm uns mal besuchen, wir haben es wirklich schön und gar nicht weit zum Wasser. Aber du hast natürlich dein eigenes Leben. Wir verstehen das.«

Dann war gottlob der Kaffee fertig, und während Kramer überlegte, ob er sein Leben habe oder eher sein Leben ihn, nahm der Onkel am Resopalküchentisch Platz.

Onkel Helmut und sein Neffe schwiegen, und Kramer erinnerte sich seiner Gastgeberpflicht, das Gespräch in Gang zu halten; und weil er aber nicht wusste, worüber mit Verwandtschaft reden, die er zwar mochte, aber nie sah, fragte er so heiter wie möglich, was ihn, den Onkel, denn herführe. Ob er, Helmut, denn seine Nase mal in den Großstadtwind halten wolle? Kramer zog dabei eine zwinkernde Grimasse. Er mochte Hannover, es war ihm Stadt genug, aber der Witz, wollte man ihn machen, ging nun einmal so.

So unvermittelt wurde der Onkel ernst, dass Kramer erschrak.

»Friedhelm ist gestorben, mein Junge. Dein Onkel Friedhelm. Du kennst ihn nicht. Er war drei Jahre älter als ich, mein großer Bruder, der Erstgeborene. Das Herz. Er ist einfach umgefallen. Beneidenswert, eigentlich. Na, was man dann so sagt.« Er hob die Schultern, es sah eckig aus, wie befohlen.

Das tue ihm leid, sagte Kramer, und das tat es wirklich, nicht wegen des ihm völlig unbekannten Friedhelm, sondern Helmut's wegen, der, Daumen und Zeigefinger am Henkel, so versonnen in seinen Kaffeepott starrte, als nehme er sein eigenes, quälendes Ende in einem Pflegeheim in den Blick. Am Becherrand war ein Stück herausgebrochen, und Kramer, angesichts dieser unschönen Symbolik, schalt sich insgeheim, nach besserem Geschirr nicht wenigstens gesucht zu haben.

Dann schwiegen sie wieder, und Kramer, unfroh an seinem Kaffee nippend, wollte bereits tröstlich auf den ganz ähnlichen Heimgang des Schlagersängers Jürgens verweisen, als Helmut, wie um dem Jungen die Peinlichkeit solch flauen Geredes zu ersparen, aufsah und fortfuhr: »Er hat mir sein

Auto vererbt.« Er lupfte die Augenbrauen, und Kramer machte, halb erschrocken, halb ratlos: Oh.

»Oh, das trifft es«, lachte Helmut fast. »Seinen alten Mercedes. Das letzte Auto, das er sich je gekauft hat, und das ist wahrscheinlich vierzig Jahre her. Weißt du, mein Bruder Friedhelm, das war so einer, der nichts weggeworfen hat, oder erst dann, wenn es wirklich nicht mehr zu gebrauchen war. Ich bin mir gar nicht sicher, ob er wirklich so was wie ein Autofan war, der Wagen sieht nicht danach aus. Aber solange er fuhr, wurde er nicht ersetzt.« Er sah an Kramer vorbei, als lausche er dem Doppelsinn des Satzes hinterher. »Er ist mit deiner Tante Margret, die schon zehn Jahre tot ist, auch nicht viel gefahren, am Wochenende mal zu uns zum Kaffeetrinken und im Sommer in die Heide. Dann hatte er diesen kleinen Schlaganfall und hat den Führerschein abgegeben, vor Jahren schon, ich hab ihm da noch zuredet. Er war da ja gottlob vernünftig. Aber den Wagen abzugeben, das ist ihm nicht eingefallen. Ob das Auto seitdem gestanden hat oder ob ihn der Peter, sein Sohn, dein Großcousin, mal bewegt hat ... Muss wohl, denn der TÜV ist eben erst abgelaufen, letzten Monat. Auch schon wieder komisch.«

Kramer sah auf die Küchenuhr, es war zwölf.

Helmut nahm die großen, behaarten Finger vom Pott und ließ sie unter der Tischkante verschwinden. Einen Moment lang fürchtete Kramer, der Onkel werde zu weinen beginnen, und er suchte nach einem Satz und fand ihn: Ob er, Helmut, denn so ein Autofan sei. Dass der Bruder deshalb?

»Das ist es ja eben. Mir sind Autos nicht gleichgültig in dem Sinn, aber ich habe eins und brauche kein zweites. Autos sind nicht mein Hobby, egal ob alt oder neu. Ich verstehe nicht, wie er auf den Gedanken gekommen ist, mir läge etwas daran.«

Der Grund des Besuchs bekam Konturen, und Kramer

war es wie in der Schule, wenn es eine Klassenarbeit zurückgab, und er hatte keinen Schimmer, war es eine Zwei oder eine Fünf. Er bemühte sich, es schäkernd klingen zu lassen, als er sagte, ihm liege freilich gleichfalls nichts an Autos, er besitze nicht mal eins, und das war, er merkte es sogleich, eine höchstens zur Hälfte nützliche Antwort, und genauso hälftig sah Helmut getroffen und hoffnungsvoll drein. – Falls er, Helmut, meine, er, Kramer, solle die Karre jetzt haben.

»Ich dachte ja nur«, räusperte Onkel Helmut sich, und Kramer hätte die »Karre« gern zurückgenommen.

Habe er, Helmut, denn wissen können, dass er, der Neffe, bestimmt kein Auto habe?

Der Onkel hob die Schultern wie erwischt. »Vielleicht hast du auf mich immer gewirkt wie einer, dem das Alte und Kaputte nicht egal ist. Das Handy, das du vor fünf Jahren dabei hattest, ich meine ... Versteh mich nicht falsch ... Wenn ich da an deine Cousins mit ihren modernen Blinkedingern denke, und jedes Jahr ein neues, die würden das, was du Karre genannt hast, sofort verkaufen, und das kann ich dann auch selbst.« Er seufzte. »Sieh mal, ich könnte den Wagen inserieren, vermutlich ist das so was wie ein Liebhaberstück. Aber ich brauche das Geld nicht, wirklich nicht, und außerdem, schau, Friedhelm hat es mir ausdrücklich vererbt, testamentarisch ...«

Er, der Onkel, bringe es nicht übers Herz, half Kramer, und Helmut nickte wehmütig. Oder wehleidig.

»Das ist natürlich Quatsch. Ich weiß, dass es Quatsch ist. Man kann ja nicht alles behalten, was man erbt. Wenn du wüsstest, welche Unmengen an Kram sich nach so einem Leben finden, und immer will man's nicht wegwerfen, weil es ja schließlich *sein* Kram war. Einen Eierkocher wegzutun, der so aussieht, als sei er unter Willy Brandt gekauft worden, ist das eine; aber das Auto ...« Er hob die Stimme, und Kramer,

der kurz überlegt haben mochte, sich nach dem Eierkocher zu erkundigen, hatte wieder Gelegenheit zu finden, dass auch die Stimme die der Mutter war, bloß in männlich und älter. »Mein Entschluss steht ohnehin fest, das Auto wird nicht verkauft. Ich hab ja nun mal keine eigenen Kinder, und wenn du es nicht nimmst, dann stelle ich es unter. Aber bei dir wäre es sicher besser aufgehoben.«

Kramer sah Helmut an, als habe er vorgeschlagen, in den Kaffee gehöre eigentlich Scheuermilch.

Ob er, der Onkel, sich einmal umgesehen habe? Er, Kramer, habe tatsächlich eine Neigung zum Abgelegten und Abgelebten, seine ganze Existenz bürge dafür. Nur sei es aber so, dass nichts von dem, was sich in seinem Besitz oder auch nur in seiner Nähe befinde, nicht darunter leide, *erheblich* darunter leide, egal ob materiell oder immateriell. Er mache, willentlich oder nicht, das meiste kaputt, er kriege letztlich alles klein, da brauche er, der Onkel, nur seine, Kramers, Exfrau zu fragen, und er würde ja sagen, er, Helmut, könne das Auto gern in seinen, Kramers, Garten stellen, und dann könne man warten, bis die Natur das ihre tue. Aber er habe keinen Garten, Gott sei Dank.

»Aber einen Führerschein hast du doch?«

Kramer klebte die Zunge hinter die Oberlippe. Er konnte dem Onkel nicht ins Gesicht lügen, obwohl das wirklich das einfachste gewesen wäre. Trotzdem, sagte er, und dann sagte er nichts, und dann sagte er, Friedhelm habe das Auto doch nun einmal ausdrücklich ihm, Helmut, vererbt. Wenn es also um Respekt vorm letzten Willen gehe, dann sei es doch verkehrt, sogar eine gewisse Nichtachtung, das Erbstück dem nächstbesten Schlamphans aus der weiteren Verwandtschaft hinzustellen.

»Du kennst deine Tante Lotte nicht«, sagte Helmut und ließ den Mund leicht offen. Der Onkel wurde eine Spur grau-

er, sein Blick leerte sich, und je lebloser, maskenhafter, sozusagen abstrakter er wurde, desto bestürzender fand Kramer die Ähnlichkeit mit der Mutter. »Dieses Auto kommt ihr nämlich nicht ins Haus. Was sollen wir denn mit einem Haufen Schrott, wir haben doch gar keinen Platz, was sollen denn da die Nachbarn denken, und ich mit meinen zwei linken Händen, ich soll lieber mal den Keller aufräumen.« Er nahm einen Schluck Kaffee, er musste längst kalt sein, und das passte ja nun schon wieder. Es passt im Leben immer alles. »Weißt du, manche Dinge sind kaputt, obwohl sie heil aussehen. Bei dem Wagen deines Onkels Friedhelm ist es vielleicht umgekehrt. Willst du ihn dir nicht wenigstens einmal ansehen? Ich zwing dich ja zu nichts, kann ich ja auch gar nicht. Und wenn ich's könnte, ich würd's nicht tun. Sie steht vorm Haus, *die Karre*.«

Nun verstand Kramer, so schwer war es ja auch nicht. Er war Familie, einerseits, aber andererseits kannte er Tante Lotte nicht und käme also nie auf den Gedanken, sich bei ihr über den schrulligen Helmut zu beklagen, der das schrullige Auto seines schrulligen Bruders in der Verwandtschaft anbot wie Sauerbier. Kramer war deshalb nicht beleidigt, er hatte selbst schon in genügend Zwickmühlen gesteckt, und er mochte den Onkel und hätte jede Lust gehabt, ihm einen Gefallen zu tun; wenn es nicht ebendieser Gefallen gewesen wäre. Zwar hatte Kramer nichts gegen Autos, er hatte selbst welche besessen, bis er, nach einem kleineren Unfall ohne Fremdverschulden, zu der Auffassung gelangt war, es sei nicht nur billiger, sondern mache ihn auch jünger, wenn er sich vom Fetisch individueller Automobilität verabschiede. Und nun ein Auto, das so alt war wie er selbst? Er hatte sich zuletzt fast einen Daumen abgesägt bei dem Versuch, ein Bücherregal so zu kupieren, dass es ins Zimmereck passte, und er verstand von Kraftfahrzeugen gerade so viel, dass sie nicht fahren, wenn der Tank leer war.